

Gisela Zifonun

Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich – ein Projekt des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim

Zusammenfassung

Das Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“, das derzeit am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim durchgeführt wird, soll durch die Berücksichtigung sprachtypologischer und im europäischen Rahmen kontrastiver Einsichten einen innovativen Zugang zur Grammatik des Deutschen erschließen. Die Berücksichtigung dieser grammatischen Außenperspektive soll auch als Grundlegung für anwendungsbezogene Grammatiken im Bereich Deutsch als Fremdsprache genutzt werden können. Die Erkenntnis der „arealen Typologie“, daß viele europäische Sprachen, unabhängig von ihrer genetischen Zugehörigkeit, grammatische Gemeinsamkeiten aufweisen, kann das europäische Sprachenbewußtsein und damit die kulturelle Identität fördern; in diesen kulturpolitischen Kontext ist auch das IDS-Projekt zu stellen. Die Konzeption des Projekts mit den zentralen Beschreibungskategorien ‚funktionale Domäne‘ und ‚Varianzparameter‘ wird vorgestellt und an Phänomenen aus dem gegenwärtigen Arbeitsschwerpunkt „Grammatik des Nominals“ erläutert.

1. Einleitung

Europa, dieses wohlklingende Wort mit seinen vollen Vokalen, bindet den alten Kontinent an den Ursprungsmythos der von Zeus geraubten Tochter des Phönizierkönigs Agenor. Wie heißt es in der „Zeit“ bezugnehmend auf das 1999 erschienene „Reclams Lexikon der antiken Götter und Heroen in der Kunst“:

Europa, das war eine junge Dame, in die sich Zeus verliebt hatte. Und weil er der Chef war im Götterhimmel, verwandelte er sich in einen weißen Stier, dem sich das ahnungslose Mädchen neugierig näherte, entführte sie über das Meer nach Kreta und machte ihr drei Kinder. (Zeit, 29.6.2000, S. 54)

Name und Mythos symbolisieren für Europa eine in der Antike wurzelnde kulturelle Tradition mit einem Kosmos an zugehörigen Vorstellungen und

Werten, und nicht von ungefähr begegnen uns in Zeiten der europäischen Einigung immer wieder Verweise auf diesen Mythos.¹ Jede Anspielung auf den Mythos lebt aber heute von der Spannung, die sich zwischen dem profanen Alltags-Europa und seinen Anfängen im Dunkel der Zeiten ergibt. Die „Zeit“ fährt fort:

Eine Geschichte mit Potential und wie dürfen wir sie heute verstehen angesichts von Blair, Schröder, Merkel und Prodi?

Vor dem Hintergrund dieses historischen Gefälles erscheint es folgerichtig, daß das schöne alte Wort heute überwiegend in der praktisch verkürzten – viele mögen sagen verstümmelten – Form *Euro* begegnet. Diese führt unsere Vorstellungskraft nicht in den Raum archaischer Mythen oder homerischer Epen, sondern eher in das Profanum merkantiler Verflechtungen, währungspolitischer Turbulenzen und handfester Interessen. Auch in den Kulturwissenschaften, zumal in der Sprachwissenschaft, haben wir uns die saloppe Redeweise bereits angewöhnt, indem wir von „Eurogrammatik“ (so u. a. der Titel einer Publikationsreihe), „Eurolatein“, „Eurotyp“, „Eurotypologie“ oder gar „Eurodeutsch“ sprechen.

Das Projekt einer Eurogrammatik des Deutschen – wenn nach dieser Vorrede die hybride Konstruktion erlaubt ist – soll an dieser Stelle vorgestellt werden. Aus meinen Ausführungen wird, so hoffe ich, deutlich werden, daß dieses Vorhaben nicht nur in die heutige interessenbestimmte politische und wissenschaftspolitische Landschaft paßt, sondern daß es – neben seiner rein wissenschaftlichen Zielsetzung – auch ein wenig vom europäischen Geist inspiriert ist.

2. Das Projekt im Überblick und in seiner wissenschaftsbezogenen Dimension

Das Projekt wurde im Frühjahr 1999 mit einer Pilotphase begonnen, in der, gestützt auf Pilotstudien zu den Pronomina und zum Substantivgenus, die Konzeption des Projekts entwickelt wurde. Wichtige Anstöße gingen dabei von einem Kolloquium aus, bei dem im November 1999 Kollegen aus der Typologieforschung, der Auslandsgermanistik, der kontrastiven und der

1 Zu nennen ist etwa das Titelblatt des „Spiegel“ 22/2000, das die zahlreichen antiken und späteren Darstellungen von Europa auf dem Stier „überschreibt“: Europa in Gestalt der Zeitgeist-Göttin Laetitia Casta (man beachte den Namen) hat in lockerem Gewande den wilden Stier bestiegen und ihn damit gezähmt. Auch den „Spiegel“ 18/2004, der die Osterweiterung der EU thematisiert, zielt eine Darstellung von Europa auf dem Stier, diesmal ein Mädchen, das nach den Sternen greift.

germanistischen Grammatikschreibung mit uns über das Projekt diskutieren.

Gegenstand ist die Grammatik des Deutschen in „eurotypologischer“ Perspektive. Das Deutsche ist Fokus des Unternehmens, den Hintergrund liefern einerseits die allgemeine Sprachtypologie, andererseits die Kontrastierung mit europäischen Kontrastsprachen. Unter diesen sind vier als fixe Kontrastsprachen besonders ausgezeichnet: Englisch, Französisch, Polnisch und Ungarisch. Andere europäische Sprachen können je nach Phänomenbereich herangezogen werden. Dabei soll kein „Zuschnitt“ aus paarweisen Kontrastierungen der Kontrastsprachen mit dem Deutschen entstehen – dies wäre dem herkömmlichen Verfahren bei kontrastiven Grammatiken vergleichbar.² Vielmehr orientiert sich der Vergleich systematisch an sprachübergreifend möglichen und insbesondere an den im europäischen Raum realisierten grammatischen Optionen im Hinblick auf bestimmte semantische Funktionen. Mit dieser Orientierung an funktionalen Domänen und den ihnen zugeordneten Varianzparametern (vgl. dazu ausführlicher die Abschnitte 4. und 5.) ist notwendig eine Sehweise verbunden, bei der die grammatischen Erscheinungsformen des Deutschen ebenso „verfremdet“ bzw. „relativiert“ betrachtet werden wie die der Kontrastsprachen. Dennoch ist zu betonen, daß es uns in erster Linie um die Grammatik des Deutschen geht. Den Optionen des Deutschen wird die ausführlichste Darstellung gewidmet. Der verfremdende Blick kann, so hoffen wir, auch einer Vereinheitlichung und sprachübergreifenden Systematisierung der grammatischen Begrifflichkeit zugute kommen. Das zum Teil ohne Not unterschiedliche Begriffsinventar in den Standard- und Schulgrammatiken großer europäischer Sprachen kann den Blick auf Gemeinsamkeiten verstellen (vgl. König 1996; Willems 1999).

Aufgrund des innovativen Zuschnitts des Projekts, aber auch schon aufgrund der Stofffülle, die zu bearbeiten ist, beabsichtigen wir nicht, in einem Wurf „die“ eurotypologische Grammatik des Deutschen zu erarbeiten. Vielmehr wird von dem Projektteam (mit im Schnitt vier bis fünf Mitarbeitern)

2 So wurden am IDS oder in Kooperation mit dem IDS kontrastive Grammatiken zu den Sprachenpaaren Deutsch – Französisch (Zemb 1978), Deutsch – Serbokroatisch (Engel/Mrazović 1986), Deutsch – Spanisch (Cartagena / Gauger 1989), Deutsch – Rumänisch (Engel u. a. 1993) erarbeitet. Zum Sprachenpaar Englisch – Deutsch liegt mit Hawkins (1986) eine typologisch-vergleichende Grammatik vor. Die deutsch-polnische kontrastive Grammatik, die unter der Leitung von Ulrich Engel erarbeitet wurde, ist 1999 erschienen. Ein direktes Vorbild für unsere Vorgehensweise existiert nicht. Hinzuweisen ist immerhin auf Abraham (1994) und Glinz (1994), die das Deutsche, mit durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung, mit mehreren anderen europäischen Sprachen konfrontieren.

in einer ersten Arbeitsphase bis ca. 2007 die „Grammatik des Nominals“ bearbeitet. Vorgesehen ist – hier aus der Perspektive des Deutschen gesehen, vgl. auch Abschnitt 5. – die Bearbeitung nominaler Wortkategorien wie Substantiv, Pronomen, Adjektiv und Determinativ (hinsichtlich ihrer Flexions- und Wortbildungsmorphologie, ihrer syntaktischen und semantischen Eigenschaften) sowie nominaler Phrasentypen (hinsichtlich ihrer hierarchischen wie ihrer linearen Struktur). Bereits während dieser Arbeitsphase werden in der Reihe „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ Einzelstudien veröffentlicht, um die interessierte Öffentlichkeit möglichst frühzeitig über unsere Arbeit zu informieren und noch vor der Publikation der Monographie zum Gesamtbereich „Nominal“ Kritik und Rat einzuholen. Eine ganze Reihe von Studien zu den Bereichen Relativsatz, Pronomina (verschiedener Klassen), nominale Wortbildung und Genus sind bereits erschienen.³

3. Die sprachenpolitische und die kulturelle Dimension des Projekts und was die areale Typologie dazu zu sagen hat

Ein wesentlicher Gesichtspunkt bei der Wahl unserer Kontrastsprachen ist – neben der Berücksichtigung unterschiedlicher Sprachgruppen innerhalb und außerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie und verschiedener arealer Bereiche – die Bedeutung des Deutschen als Lernersprache, als im schulischen Unterricht vermittelte oder in der Erwachsenenbildung nachgefragte Fremdsprache in den Ländern, in denen die Kontrastsprachen als Muttersprache gesprochen werden. Denn das Projekt soll nicht nur die Bibliothek des Elfenbeinturms Wissenschaft bereichern, sondern sich auch als nützliche Grundlage erweisen im Hinblick auf den Deutschunterricht für Ausländer: Indem aus der Konfrontation heraus jeweils spezifische Besonderheiten des Deutschen (relativ zu einer oder „den“ Kontrastsprachen) deutlicher erkennbar werden, werden gleichzeitig potentielle Lernschwierigkeiten für Lerner mit einer Kontrastsprache als Ausgangssprache identifiziert. Das Unternehmen soll also als eine Art Interface zwischen einzelsprachlicher Grammatik, kontrastiv-sprachtypologischer Grammatik und Lernergrammatik(en) fungieren.

Zu bedenken ist dabei insbesondere, daß sich das Deutsche trotz des allseits beklagten generellen Einbruchs in Ostmittel-, Ost-, Nordost- und Süd-

3 Vgl. dazu die Projektseite auf der Homepage des IDS unter <http://www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html>; Informationen zur Projektkonzeption finden sich in Zifonun (2001 a, 2001 b, 2003).

osteuropa als zweite, in einigen Ländern sogar als erste Fremdsprache vergleichsweise stabil etabliert hat (vgl. Földes 2001). Die Wahl des Ungarischen wie des Polnischen als Kontrastsprachen soll auch diesem Faktum Rechnung tragen. Daß wir andererseits Englisch und Französisch gewählt haben, mag – von anderen offensichtlichen Gründen abgesehen – ein Ausdruck der Hoffnung sein, daß auch in englisch- und französischsprachigen Ländern das Deutsche als Fremdsprache noch eine Chance hat.

An dieser Stelle möchte ich auf mögliche Einwände, die mit diesem Projektzuschnitt verbunden sind, kurz eingehen. Dem Typologen mag zunächst nicht einleuchten, warum das Deutsche gerade mit europäischen Sprachen und nicht mit dem Koreanischen, Chinesischen oder mit australischen Sprachen wie Warlpiri oder Dyirbal verglichen wird – ist doch der sprachtypologische Abstand zu diesen Sprachen sehr viel dramatischer und somit – wie man annimmt – auch erhellender. Dem an Deutsch als Fremdsprache Interessierten leuchtet nicht ein, warum nicht das traditionelle Format der kontrastiven Grammatik ausreicht und wir nicht z. B. zuerst eine deutsch-englisch kontrastive, dann eine deutsch-ungarisch kontrastive usw. in Angriff nehmen und sie einreihen in die Phalanx bereits existierender kontrastiver Grammatiken. Der Germanist schließlich sieht wahrscheinlich im Grunde seines Herzens die Notwendigkeit insgesamt nicht ein, über den Tellerrand des Deutschen hinwegzublicken, um paradoxerweise mehr über das Deutsche zu erfahren.

Die Entscheidung für Europa hat, so entgegne ich, auch eine kulturelle oder, wenn man so will, eine kulturpolitische Dimension.

Europa ist ein Raum vergleichsweise großer sprachlicher Vielfalt. Wenn von der Vielfalt der in Europa gesprochenen Sprachen die Rede ist, so meist in sprachenpolitischem Kontext. Sie ist ein wichtiger Faktor, dem bei der politischen Integration Europas Rechnung getragen werden muß. Auch auf nationaler Ebene kann nach wie vor sprachliche Vielfalt zum sprachenpolitischen Thema werden, wenn Minderheiten (etwa Basken, Elsässer, Sorben, Waliser) in der Mehrheitsgesellschaft ihr Recht auf sprachliche und kulturelle Selbstbestimmung und Identität in Anspruch nehmen oder einklagen. In Europa, so wissen wir, werden auch heute noch in einer Zeit, in der Sprachen unter dem Druck politischer Konzentration und kulturell-kommunikativer Vereinheitlichung stehen, mehr als einhundert (vom Isländischen bis zum Georgischen oder Tschetschenischen) Sprachen gesprochen (und z. T. auch geschrieben). Diese Multilingualität ist ein Spiegel der kulturellen Vielfalt Europas. Die Antwort des Individuums auf die Multilingualität ist die Mehrsprachigkeit – und was läge näher, als die Sprache der

europäischen Nachbarn zu erlernen. Auch wenn die vor allem (west-)europäischen Sprachen, zumal auch das Deutsche, zunehmend unter den Einfluß der Leitsprache Englisch geraten, so zweifelt niemand ernsthaft daran, daß zumindest die „größeren“ Sprachen Europas⁴ auf Generationen erhalten bleiben, auch wenn sie sich durch zunehmend engen Kontakt untereinander und mit dem Anglo-Amerikanischen rascher verändern mögen als je zuvor. Glücklicherweise sind viele europäische Einzelsprachen nicht nur eng mit der jeweils nationalen Kulturgeschichte verbunden, sondern auch mit der übergreifenden kulturellen Tradition der alten Welt. Ihr Verlust würde einen allzu schmerzlichen Eingriff in das zivilisatorische Gefüge des gesamten Kontinents bedeuten, den, so ist zu hoffen, die selbstbewußten Sprecher des Irischen, Griechischen, Italienischen, Französischen, Polnischen, Litauischen, Estnischen, Ukrainischen usw. im Verein mit ihren kulturellen Eliten zu verhindern wissen werden.⁵

Die Suche nach Ordnung in dieser Vielfalt, nach Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen war lange Zeit bestimmt von einer historisch-genetischen Perspektive. Seit den herausragenden Entdeckungen der großen Sprachwissenschaftler des 18./19. Jahrhunderts wissen wir, daß viele der in Europa gesprochenen Sprachen zu einer großen Sprachfamilie, der Familie der indoeuropäischen Sprachen, gehören, deren interne Gliederung z. B. in baltoslawische, germanische, romanische Sprachen uns auch heute noch als wichtiges deskriptives Raster der Klassifikation von Sprachen dient. In der Tat zeigen z. B. die romanischen Sprachen wie das Italienische, Spanische, Rumänische so offensichtliche Gemeinsamkeiten im Wortschatz und in der Grammatik, daß wir schlecht beraten wären, wollten wir diese gemeinsamen Merkmale nicht im Zusammenhang mit der gemeinsamen Herkunft dieser Sprachen aus dem Lateinischen erklären. In Europa werden aber auch Sprachen gesprochen, die nicht zu dieser Familie gehören wie Finnisch und Ungarisch (finno-ugrische/uralische Sprachen), Türkisch (altaische Sprachen), das isolierte Baskisch usw. Ein interessantes Faktum ist nun, daß auch Sprachen mit einem nicht-indoeuropäischen Stammbaum an sprach-

4 Hinzuweisen ist auf die zahlreichen europäischen „Kleinsprachen“ wie das Nordfriesische, Rätoromanische, Walisische, die möglicherweise auf die „rote Liste“ der vom Aussterben bedrohten Sprachen gehören. Das große Sprachensterben betrifft aber zweifellos andere Weltregionen in noch dramatischerem Ausmaß.

5 Vgl. auch das Interview des Kultursenders ARTE vom 06.3.1999 mit Christoph Hein, damals Präsident der deutschen Sektion des PEN, bei dem dieser explizit auf das Weiterbestehen der Einzelsprachen und Kulturen im vereinten Europa eingeht.

übergreifenden Merkmalen teilhaben, die sich in einer bestimmten Region Europas oder im europäischen Raum allgemein herausgebildet haben.

Ein Beispiel hierfür ist der europäische Relativsatz. Nur in Europa gibt es den Typ des Relativsatzes, der postnominal gestellt wird und der von einem Relativpronomen eingeleitet wird, das mit dem Bezugswort in Genus und Numerus übereinstimmt (dt. *der Mann, der* – *die Frau, die*; lat. *vir qui* – *femina quae*; poln. *mężczyzna który* – *kobieta która*) und das gleichzeitig die syntaktische Funktion im Relativsatz verdeutlicht.

Es wird aufgrund zahlreicher solcher Übereinstimmungen auch vom „europäischen Sprachbund“ gesprochen oder vom „Standard Average European“ (SAE). Der Blick auf solche „trans-genetischen“ Gemeinsamkeiten von Sprachen erschließt sich erst in der Sprachtypologie. Diese ist eine junge Disziplin, deren oberstes Ziel, um es mit Wilhelm von Humboldt zu sagen, die Erforschung der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus ist.

Sie gruppiert Sprachen nach Merkmalen, die Sprachen gemeinsam haben, und erforscht, wenn idealiter alle Sprachen der Welt einbezogen sind, gleichzeitig die Bandbreite sprachlicher Variation. Manche interlingualen Gemeinsamkeiten sind nicht auf eine bestimmte Gruppe beschränkt, sondern werden von allen Sprachen geteilt: Diese sogenannten Universalien sind die Juwelen der Linguistik. Bei ihnen können wir zu Recht annehmen, daß sie anthropologische Konstanten und somit in unserem kognitiven System verankert sind. Ein in den letzten Jahrzehnten eifrig diskutiertes Universalie ist die Frage, ob alle Sprachen der Welt zumindest die Wortklassen Nomen und Verb unterscheiden.

Wie angedeutet, können drei Arten von Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen der Welt ausgemacht werden:

1. Universalien
2. Gemeinsamkeiten aufgrund gemeinsamer Herkunft
3. Gemeinsamkeiten aufgrund von Sprachkontakten, die ihrerseits mit Kulturkontakten einhergehen

Angesprochen sind also die anthropologische, die genetisch-historische und die areal-soziale Dimension von Sprache.

Die Beschäftigung mit dem „europäischen Sprachbund“ fällt in die Teildisziplin der arealen Typologie, bei der gemeinsame grammatische Merkmale, also sprachliche Typen, auf die räumliche Dimension abgebildet werden. Bemerkenswerterweise ist die Annahme, es gebe einen europäischen Sprachbund, zu dem (nach Haspelmath 2001, S. 1492) die romanischen, die germanischen, die balto-slawischen und die Balkansprachen sowie

marginaler auch die westlichen finno-ugrischen Sprachen (also u. a. Finnisch und Ungarisch) gehören, erst neueren Datums. Haspelmath (a. a. O.) kommentiert dazu:

However, it is easy to understand why linguists have been slow to appreciate the significance of the similarities among the European languages: Since most comparative linguists know these languages particularly well, they have tended to see non-European languages as special and unusual, and the similarities among the European languages have not seemed surprising. Thus, it was only toward the end of the 20th century, as more and more had become known about the grammatical properties of the languages of the rest of the world, that linguists realized how peculiar the core European languages are in some ways when seen in the world-wide context. From this perspective, Standard Average European may even appear an „exotic language“.

Die auffälligen Besonderheiten der „Kern-Sprachen“ Europas, die sogenannten „Europäismen“, sind nach Haspelmath (a. a. O., S. 1506) am wahrscheinlichsten auf Kontakte in der Umbruchzeit vom späten Altertum zum frühen Mittelalter zurückzuführen, also auf jene Zeitenwende, die auch aus historischer Perspektive als Ursprung für Europa im Sinne einer politisch-kulturellen Einheit gelten kann. Europäismen wie der Relativsatz mit Relativpronomen oder das Vorhandensein von definitivem und indefinitivem Artikel oder das Vorhandensein eines ‚haben‘-Perfekts usw. (vgl. dazu Haspelmath, a. a. O.) zeigen, daß das Areal des europäischen Sprachbundes in seinen Grenzen unscharf bestimmt ist. Legt man die Karten, in denen die einzelnen Europäismen als Isoglossen verzeichnet sind, übereinander, so ergibt sich nicht Deckungsgleichheit, sondern mehr oder weniger weitgehende Überlappung mit einem Kernbereich und wechselnder Ausdehnung an den Rändern. Anders gesagt, Mitgliedschaft im europäischen Sprachbund ist eine Sache des Grades. Ausweislich der in Haspelmath (2001) bei diesem Vergleich berücksichtigten neun Merkmale bilden Deutsch und Französisch (mit neun Europäismen) den innersten Kernbereich, zu dem in einer zweiten Schicht (mit acht Europäismen) Niederländisch und weitere romanische Sprachen sowie Albanisch hinzutreten. Die dritte Schicht, zu der auch das Englische gehört, weist sieben der Merkmale auf. Polnisch und Ungarisch gehören der nächsten Schicht mit fünf Europäismen an. Die übrigen zuordenbaren Sprachen (etwa keltische Sprachen, das Baskische oder das Georgische) sind deutlich abgesetzt, insofern als sie maximal zwei Merkmale des SAE aufweisen.

Dabei ist selbstverständlich die Zugehörigkeit zu den Kernsprachen unabhängig von der Rolle bzw. dem Selbstverständnis der entsprechenden

Staaten als Kernländer des politischen Europa in der Europäischen Union, so suggestiv diese Korrelation auch erscheinen mag. Außerdem sollte angesichts des noch sehr vorläufigen Forschungsstandes und im Hinblick auf die geringe Anzahl der hier herangezogenen Europäismen in den geschilderten Verhältnissen nur sehr bedingt eine „Rangfolge“ der Zugehörigkeit zum SAE gesehen werden. Außerdem, so Haspelmath (a. a. O., S. 1505), muß die Welt keineswegs exhaustiv in einander nicht-überlappende Sprachbünde eingeteilt werden. So ist es durchaus vorstellbar, daß die weitere Forschung andere Areale sprachlicher Gemeinsamkeiten entdeckt, etwa eines mit dem Kern Russisch und einer Ausdehnung in das westliche Sibirien und das östliche und südöstliche Europa.

Was trotz dieser Einschränkungen bleibt, ist eine neuartige Wahrnehmung sprachlicher Gemeinsamkeiten und Besonderheiten im europäischen Raum. Diese kann die Grundlage eines zu entwickelnden europäischen Sprach(en)bewußtseins als Teil einer europäischen Identität sein. Die (euro-)typologisch arbeitende Sprachwissenschaft kann hier einen wichtigen Beitrag leisten, indem sie das Verbindende und das Trennende zwischen den Sprachen Europas offenlegt. Ähnlich wie in Fragen der kulturellen Geschichte und Identität verweist die sprachliche Situation Europas auf die Herausbildung einer spezifisch europäischen Mischung aus enger regional oder national distribuierten und übergreifenden, gesamteuropäischen Anteilen. Die europäische Sprachidentität als mentales Konstrukt wird wie die kulturelle Identität der Europäer überhaupt auf dem Prinzip der Vielfalt und – angesichts der Vorstellung einander überlappender Kultur- und Sprachräume – der Nicht-Ausschließlichkeit beruhen können, hier also dem Prinzip der Sprachenvielfalt auf der Basis erkannter Gemeinsamkeit. Lexikalische Übereinstimmungen haben z. B. unter dem Stichwort ‚Eurolatein‘ bereits wissenschaftliche Beachtung gefunden. Der Gedanke, im Zeichen der wirtschaftlichen und politischen Annäherung der europäischen Staaten auch nach einer strukturellen Identität zwischen den Sprachen zu suchen, ist im Rahmen des EUROTYP-Projekts aufgegriffen worden.⁶

Das Vorhaben „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ zielt darauf ab, die grammatischen Evidenzen zu offerieren, mit denen spe-

6 Das Projekt „Typology of Languages in Europe“ wurde im Projektzeitraum 1990–1994 von der ESF gefördert. Geplant sind beim Verlag de Gruyter, Berlin, EUROTYP-Veröffentlichungen zu insgesamt neun Bereichen: Konstituentenordnung, Aktanz und Valenz, Adverbialkonstruktionen, Wortprosodische Struktur, Syntax der Klitika, Tempus und Aspekt, NP-Struktur, Diskurspragmatik, Subordination und Komplementation. Die meisten Publikationen sind bereits erschienen.

ziell Sprecher des Deutschen und die Sprecher der Kontrastsprachen ihr europäisches Sprachbewußtsein untermauern können.

Europäisches Sprachbewußtsein, europäische Sprachidentität und Förderung des Deutschen als Lernersprache stehen in engem Zusammenhang, weil das Sprachenlernen, i. e. das Erlernen des Deutschen – zusätzlich zu anderen handfesteren, z. B. beruflichen oder ökonomischen Motivationen – in einen neuen förderlichen Kontext gestellt wird.

4. Theoretischer Zugriff und Vorgehensweise: Funktionale Domänen und Varianzparameter

Ein zentrales Problem des Sprachvergleichs ist die Ausgangsbasis, das *tertium comparationis*. In der allgemeinen Sprachtypologie besteht Übereinstimmung darüber, daß formale Kategorien nicht primärer Ausgangspunkt sein können. Dies leuchtet bei „sehr unähnlichen“ Sprachen, also solchen, die ganz verschiedenen Typen angehören, unmittelbar ein. So ist etwa bei den Sprachen Nootka (in Kanada beheimatete Sprache der Amerind-Gruppe) und Tagalog (austronesische Sprache, die auf den Philippinen gesprochen wird) die oben erwähnte grundlegende Nomen- (bzw. Substantiv-)Verb-Unterscheidung in Frage gestellt (vgl. dazu Sasse 1993, S. 653 ff). In beiden Sprachen können Wortstämme von Inhaltswörtern sowohl in Umgebungen vorkommen, die wir aus europäischer Sicht als typisch verbale einschätzen würden, nämlich in Verbindung mit Tempus-, Modus- oder Aspektmarkern, als auch in solchen, die wir als typisch nominal einstufen würden, nämlich z. B. im Kontext von Definitheitsmarkern. So treten insbesondere „objekt-bezogene“ Wortstämme wie solche mit Bedeutungen wie ‚Mann‘, ‚Frau‘, ‚Haus‘ nicht nur mit Definitheitsmarkern in „nominalen“ Umgebungen auf, sondern auch mit Tempus-/Modus-/Aspekt-Markierungen in „verbalen“. Umgekehrt werden „ereignisbezogene“ Wortstämme wie solche mit Bedeutungen wie ‚essen‘, ‚handeln‘, ‚tragen‘ nicht nur in der Umgebung von Tempus-/Modus- oder Aspektmarkern verwendet, sondern z. B. in der von Definitheitsmarkern. Nun kann aber aus dieser formalen (morphologischen wie distributionellen) Divergenz gegenüber den Verhältnissen im Deutschen oder Englischen keine grundsätzliche Nicht-Vergleichbarkeit abgeleitet werden. Vielmehr weisen die morphologischen Marker für Tempus, Modus oder Definitheit, die ja funktional bestimmt sind, darauf hin, daß auf einer funktionalen Ebene angesetzt werden muß. Auch in Sprachen wie Nootka oder Tagalog ist davon auszugehen, daß im Satz, ebenso wie im Englischen oder Deutschen, die grundlegenden Funktionen bzw. funktio-

nalen Domänen der Identifikation von (Rede-)Gegenständen (kurz: Referenz) und der Zuschreibung von Sachverhalten (kurz Prädikation) syntaktisch umgesetzt werden. Nicht nur in Sprachen, die im Hinblick auf die Nomen-Verb-Unterscheidung maximal flexibel sind, sondern auch in den uns vertrauten europäischen Sprachen geschieht die Identifikation von Gegenständen nicht nur auf der Basis von Wörtern mit objektbezogener Bedeutung wie in *dieser Mann, mein Haus* (in den Kontexten *Dieser Mann ißt. Mein Haus brennt.*), sondern auch auf der Basis von ereignisbezogenen Wörtern wie in *das Essen, meine Handlung* (wie in *Das Essen schmeckte. Meine Handlung scheiterte.*). Umgekehrt geschieht auch hier Prädikation nicht nur mit ereignisbezogenen Wörtern, also europäischen Verben, wie in den eben genannten Beispielen, sondern auch auf der Basis von objektbezogenen Wörtern in Verbindungen wie *ist ein Mann, wurde mein Freund* (z.B. in *Hans ist ein Mann. Er wurde mein Freund.*). Allerdings wird in den jeweils an zweiter Stelle genannten Fällen vergleichsweise aufwendiger kodiert, insofern als z.B. deverbale Derivationen wie *Handlung* gebraucht werden oder syntaktische Fügungen wie die Kopulakonstruktion.

In dem IDS-Projekt gehen wir nun davon aus, daß auch beim Vergleich zwischen einander ähnlichen Sprachen – unsere Vergleichssprachen gehören ja alle dem europäischen Sprachbund an – funktionale Domänen das primäre tertium comparationis sein sollten. Zwar weisen alle unsere Sprachen eine klare formale Nomen-Verb-Distinktion auf und auch sonst sind viele formale Differenzierungen auf der Ebene der Wortarten und Konstruktionstypen wie etwa im Bau der Nominalgruppe, auf die im folgenden eingegangen werden wird, in vergleichbarer Weise ausgeprägt. Dennoch ist zu erwarten, daß feinere und differenziertere funktionale Unterscheidungen quer zu den formalen Korrespondenzen liegen können und umgekehrt.

Ein Paradebeispiel ist hier das Verhältnis von Nominalphrasen (z. T. mit Kasusunterscheidungen) und Präpositionalphrasen. In allen Vergleichssprachen werden die zentralen syntaktischen Funktionen bzw. Relationen Subjekt und direktes Objekt durch Nominalphrasen realisiert. Dabei unterscheiden sich im Deutschen, Polnischen und Ungarischen Nominalphrasen mit substantivischem Kern als Subjekt bzw. direktes Objekt durch Kasusmarkierung (Nominativ versus Akkusativ), während im Englischen und Französischen keine Kasusdifferenzierung vorliegt. In diesen Sprachen weisen nur die Pronomina teilweise eine Differenzierung zwischen Subjektivus und Objektivus (vgl. engl. *he/she – him/her, who – whom*) bzw. Nominativ und Akkusativ (vgl. die französischen klitischen Personalpronomina *il/elle – le/la*) auf. In allen Vergleichssprachen werden andererseits bestimmte

„adverbiale Funktionen“ durch Präpositionalphrasen wahrgenommen. „Adverbiale Funktionen“ nehmen Satzteile dann wahr, wenn durch sie (vergleichbar entsprechenden Adverbien) eine semantische Spezifikation des „Satzrestes“ im Hinblick etwa auf zeitliche Einordnung, Lokalisierung, Angabe von Grund, Zweck, Mittel usw. vorgenommen wird. Man kann dann auch davon sprechen, daß diese Satzteile eine semantische Relation zwischen einem Sachverhalt und z. B. einer Zeit, einem Ort ausdrücken. Als solche in den Vergleichssprachen grundsätzlich präpositional realisierte Funktionen zu nennen sind hier z. B. adverbiale Bestimmungen des Ortes, die eine Lokalisierung im dreidimensionalen Raum in der *oben-unten-* bzw. *vorn-hinten*-Dimension ausdrücken (dt. *über – unter, vor – hinter*). Zwischen diesen beiden Polen des Gleichlaufs jedoch gibt es ein Maximum an Unterschieden. So wird einerseits im Französischen (außer bei den klitischen Personalpronomina) und partiell im Englischen die syntaktische Funktion des indirekten Objekts „bereits“ präpositional realisiert gegenüber der kasuellen Realisierung durch den Dativ in den übrigen Vergleichssprachen. Andererseits kennzeichnet das Ungarische zahlreiche „adverbiale Funktionen“ durch Kasus, insbesondere verfügt das Ungarische über ein Lokalkasussystem, mit dem non-dynamische (wo) und dynamische (wohin, woher) Lokalisierung in der interiorenen oder exteriorenen Region eines Objektes ausgedrückt wird. Darüber hinaus werden Präpositionalphrasen und im Ungarischen auch Lokalkasus bzw. andere „semantische Kasus“ zur Kodierung der syntaktischen Funktion des obliquen Objektes bzw. Präpositionalobjektes herangezogen – in dieser Funktion ist die konkrete (z. B. lokale oder instrumentale) Bedeutung der Präposition bzw. des Lokalkasus/semantischen Kasus außer Kraft gesetzt. Dies zeigt, daß die Unterscheidung zwischen Nominal- und Präpositionalphrasen bzw. zwischen Kasusmarkierung und präpositionaler Markierung quer liegt zu der funktionalen Unterscheidung zwischen Kodierung syntaktischer Relationen und Kodierung semantischer Relationen.

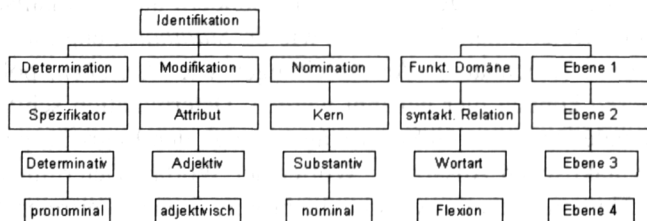
Mit der Orientierung an funktionalen Domänen schließen wir uns an Konzepte in der allgemeinen Sprachtypologie an; man vergleiche u. a. zu dem Begriff Givón (1981) und Frajzyngier (1999). Lehmann (2004) faßt als funktionale Domänen die „obersten“ grammatischen Funktionen, deren Anzahl vergleichsweise beschränkt sein soll. Er spricht von ca. einem Dutzend solcher funktionalen Domänen. Satzsemantisch bzw. pragmatisch zentral sind dabei die bereits erwähnten funktionalen Domänen der Referenz bzw. Identifikation und der Prädikation; daneben sind u. a. zu nennen Quantifikation und Illokution. Es sollte jedoch festgehalten werden, daß beim der-

zeitigen Forschungsstand weder eine hinreichend allgemeine noch hinreichend exakte Bestimmung der einzelnen funktionalen Domänen vorliegt; selbst das Inventar liegt nicht genau fest.

5. Konkretisierung: Funktionale Domänen und Varianzparameter in der Nominalphrase

5.1 Bestimmung der Konzepte

Was unseren derzeitigen Arbeitsbereich, das Nominal, angeht, so steht fest, daß Nominalphrasen mit substantivischem Kern der funktionalen Domäne Identifikation/Referenz⁷ zuzuordnen sind. Auch Pronomina bzw. Pronominalphrasen haben die Funktion, Referenten zu identifizieren. Dies geschieht jedoch, ohne daß diese Referenten inhaltlich charakterisiert würden als Gegenstände bestimmter Art. Im Anschluß an verschiedene Arbeiten des Typologen Seiler (vgl. z.B. Seiler 1996, 2000), der die Kölner UNITYP-Forscherguppe begründet hat, können wir dieser Domäne eine Reihe von Subdomänen zuordnen. Insbesondere sind zu nennen: die Nomination, die Modifikation und die Determination. Diese funktionalen Subdomänen sind auf die Teile einer ausgebauten Nominalphrase in bestimmter Weise verteilt, wie das folgende Schaubild (vgl. Wiese 2004) verdeutlicht:



7 An dieser Stelle kann nicht auf die zahlreichen Versuche in Sprachphilosophie und Linguistik, Referenz genauer zu bestimmen, eingegangen werden; vgl. zu einem Überblick Lyons (1980). Fest steht, daß Referenz der Ebene der Sprachverwendung zuzuordnen ist; Searle (1969) spricht vom „Sprechakt“ der Referenz. Sprecher referieren mit sprachlichen Ausdrücken auf Gegenstände der Welt bzw. sie beziehen sich auf im Diskurs etablierte Redegegenstände/Referenten. Im Normalfall machen Sprecher bei der referentiellen Verwendung von z.B. Nominalphrasen von der Bedeutung des verwendeten Ausdrucks Gebrauch. So referiert der Sprecher in der Regel z.B. mit *dieses Haus* auf ein Objekt, das unter den Begriff ‚Haus‘ fällt, oder, anders gesagt: Die begriffliche Bedeutung des Wortes *Haus* besteht darin, Vorgaben darüber zu machen, auf Gegenstände welcher Art, mit welchen Eigenschaften oder Charakteristika der Ausdruck *Haus* mit Wahrheit angewendet werden kann. Insofern kann man auch davon sprechen, daß mit einer solchen Nominalphrase ein Referenzpotential verbunden ist, das im konkreten Sprechakt aktiviert wird.

Die Nomination, also die Bereitstellung eines Begriffs, mit dem Gegenstände der Welt charakterisiert werden können, wird (auf der Ebene 2, der Ebene der syntaktischen Relationen) durch den ‚Kern‘ der Nominalgruppe wahrgenommen. In der Regel ist dies in unseren Vergleichssprachen ein Substantiv, etwa dt. *Haus*, engl. *house*, frz. *maison*, poln. *dom*, ung. *ház* (vgl. Ebene 3, Ebene der Wortarten). Die funktionale Subdomäne ‚Modifikation‘ besteht darin, die begriffliche Bedeutung des Kernsubstantivs anzureichern, in der Weise, daß ein inhaltlich (oder ‚intensional‘) spezifischerer Begriff entsteht, dessen Extension in der Regel eingeschränkter ist als die des nicht-modifizierten Begriffs. Modifikation wird durch Ausdrücke in der syntaktischen Relation des Attributs geleistet. In den Vergleichssprachen nehmen insbesondere Wörter der Wortart Adjektiv diese Funktion wahr; vgl. dt. *schönes Haus*, engl. *beautiful house*, frz. *belle maison*, poln. *ładny dom*, ung. *szép ház*. Modifikation wird daneben durch attributive Nominal- oder Präpositionalphrasen geleistet, etwa durch funktional bestimmte, sogenannte Possessorphrasen (die formal entweder Nominalphrasen in einem bestimmten Kasus oder Präpositionalphrasen sein können, vgl. oben) wie in dt. *schöne(s) Haus meines Freundes*, engl. *my friend's beautiful house*, frz. *belle maison de mon ami*, poln. *ładny dom mojego przyjaciela*, ung. *a barátom szép háza*. Zu beachten ist, daß Begriffsmodifikation nicht nur auf der syntaktischen Ebene geschehen kann, sondern auch lexikalisch durch Wortbildung. Determinativkomposita wie dt. *Stadthaus*, engl. *town house*, ung. *magasház* (Hochhaus) oder Ableitungen wie *Häuschen*, pol. *domek*, ung. *házacska* können hier genannt werden. Determination schließlich ist die funktionale Domäne von Spezifikatoren (vgl. den Begriff „specifier“ in neueren syntaktischen Ansätzen); Wörter der Wortart Determinativ (Artikelwörter, Demonstrativa usw.) sind die prototypischen Vertreter. Determination besteht darin, die durch den Rest der NP bereitgestellte begriffliche Bedeutung im Hinblick auf ein spezifisches Referenzpotential zu beschränken: Mit *dieses (schöne) Haus* bezieht sich der Sprecher typischerweise auf ein Haus in seinem Nahbereich, das für den Hörer identifizierbar ist. Mit *mein (schönes) Haus* bezieht sich der Sprecher auf ein Haus, das ihm zugehörig ist, wobei er gleichzeitig signalisiert, daß es nur ein einziges solches Haus gibt bzw. daß im Aufmerksamkeitsfokus von Sprecher und Hörer nur ein einziges solches Haus präsent ist.

Von diesen Subdomänen ist nur eine sprachübergreifend obligatorisch realisiert: die der mit dem Substantiv verbundenen Nomination. Modifikation ist in allen Vergleichssprachen fakultativ. Determination ist im Polnischen (und in vielen anderen Sprachen, insbesondere weiteren slawischen

Sprachen) fakultativ. Determination ist somit der interlingualen Varianz unterworfen. Sie konstituiert im Hinblick auf Obligatorik bzw. Fakultativität, aber auch in vielen weiteren Aspekten, wie wir sagen, einen Varianzparameter. Neben dem Begriff der funktionalen Domäne ist der des Varianzparameters für unser Projekt zentral: Sprachen unterscheiden sich in der Realisierung funktionaler Domänen, und zwar nicht in beliebiger Weise, sondern nach erkennbaren Mustern. Eines der Ziele unseres Projekts ist es, diese Muster für unsere Vergleichssprachen herauszufinden bzw. zusammenzustellen mit dem Schwerpunkt auf der spezifischen Parameterbelegung im Deutschen. Varianz betrifft nicht allein formale Aspekte, sondern auch semantische oder pragmatische. (Das bedeutet, daß die Interpretation von ‚funktionale Domäne‘ auch funktionale Varianz ermöglichen muß.)

Ich werde nun zwei Beispiele für Varianz relativ zu der genannten funktionalen Domäne und ihren Subdomänen explizieren. Zum einen geht es um Varianz, was die Stellung des attributiven Adjektivs angeht. Im Anschluß daran greife ich noch ein problematischeres Thema auf, die Quantifikativa wie dt. *alle, jeder, einige*, bei dem funktionale Domäne und zugehörige Varianzparameter gleichermaßen zur Debatte stehen.

5.2 Varianz in der Stellung des attributiven Adjektivs

Hier scheint es zunächst nur um einen formalen, ausdrucksseitigen Varianzparameter zu gehen: Schon Greenberg (1963, S. 111 f.) formuliert mehrere „korrelative“ Universalien, mit denen Korrelationen zwischen der grundlegenden Satzstellung, dem Stellungstyp von Adpositionen als entweder Prä- oder Postpositionen, der Stellung des adnominalen Genitivs und der Stellung des attributiven Adjektivs postuliert werden.⁸ Die zentrale Beobachtung ist dabei zunächst, daß Adpositionsstellung und Genitivstellung besonders stark korreliert sind. Sprachen mit Präpositionen haben stark überwiegend die Ordnung Kopfsubstantiv vor Genitiv (NG), während Sprachen mit Postpositionen überwiegend die Ordnung Genitiv vor Kopfsubstantiv (GN) aufweisen. Mit Greenberg sind darin zwei Instanzen eines Ordnungsprinzips für Kopf (Substantiv bzw. Adposition) und Modifikator / Komple-

8 Vgl. u. a. das Universal 5: If a language has dominant SOV order and the genitive follows the governing noun, then the adjective likewise follows the noun. „Genitiv“ ist hier im funktionalen Sinn der adnominalen Possessorphrase zu verstehen (vgl. oben). Diese kann morphologisch u. a. durch Kasus (prototypischerweise den Genitiv) kodiert sein oder durch Präpositionalphrasen. Man denke an den englischen Genitiv / Possessivus (*s*-Form) und die *of*-Phrase, im Deutschen an den Genitiv und die *von*-Phrase.

ment (Genitiv bzw. Komplement der Adposition) zu sehen, das sprachspezifisch entweder als (1) oder als (2) ausgelegt sein kann:

- (1) Kopf geht Modifikator/Komplement voraus (Präpositionen, NG).
- (2) Kopf folgt Modifikator/Komplement nach (Postpositionen, GN).

In den meisten Fällen „harmoniert“ auch die Stellung des attributiven Adjektivs, also NA versus AN, mit dem jeweiligen Ordnungsprinzip in folgender Weise:

- (3) Präpositionen, NG, NA
- (4) Postpositionen, GN, AN

Daneben postuliert Greenberg eine „generelle Dominanz“ für NA, für die er die Analogie mit der Dominanz der Subjekt-Verb-Stellung (SV) gegenüber der Verb-Subjekt-Stellung (VS), und allgemeiner noch mit der funktionalen Ordnung ‚Topik‘ vor ‚Kommentar‘ verantwortlich macht. Diese teilweise unabhängig motivierte präferierte NA-Stellung könne in einer Sprache auch die Stellung des Genitiv-Attributs beeinflussen: So wiesen Sprachen nur dann eine mit der Adpositionsstellung disharmonische Genitivstellung auf, wenn auch die Adjektivstellung mit der Adpositionsstellung disharmonisiere. Unsere Vergleichssprachen und andere europäische Sprachen spiegeln in der Tat ein weites Spektrum von Stellungsmöglichkeiten wider. In Anlehnung an die Angaben in Greenberg (1963, S. 109) nenne ich folgende Spezifikationen:

- (3.1) Präpositionen, NG, NA (bei SVO-Stellung): Französisch und andere romanische Sprachen, Albanisch, Neugriechisch
- (3.2) Präpositionen, NG, AN (bei SVO-Stellung): Deutsch, Niederländisch, Isländisch, Polnisch und andere slawische Sprachen
- (3.3) Präpositionen, GN, AN (bei SVO-Stellung): festlandskandinavische Sprachen, Englisch
- (4.1) Postpositionen, GN, NA (bei SOV-Stellung): Baskisch
- (4.2) Postpositionen, GN, AN (bei SVO/SOV-Stellung): Ungarisch, Finnisch (und andere finno-ugrische Sprachen), Türkisch (und andere altaische Sprachen)

Die beiden „polaren“ Typen (3.1) und (4.2) sind voll harmonisch, Typ (4.1) verweist mit seiner disharmonischen Adjektivstellung auf die postulierte generelle Präferenz für die NA-Abfolge. Die beiden restlichen Typen dagegen fallen auf. Typ (3.3) ist derjenige, bei dem nach Greenberg eine mit der Adpositionsstellung disharmonische Stellung des Genitiv-Attributs auf der Analogie zum vorangestellten Adjektiv beruhe. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß diese Sprachen eine pränominale und eine postnominale Po-

sition für Possessorphrasen vorsehen, so daß allenfalls von einer Präferenz der pränominalen Stellung gesprochen werden kann. Bei Typ (3.2), zu dem auch das Deutsche gehört, ist die Genitivstellung harmonisch mit dem Vorkommen von Präpositionen, die pränominale Adjektivstellung jedoch disharmonisiert. Auch hier ist festzuhalten, daß, zumindest was das Deutsche angeht, auch eine pränominale Stellung von Possessorphrasen möglich ist. Bekanntlich steht der heute weitgehend auf Eigennamen beschränkte pränominale Genitiv des Deutschen ja in früheren Sprachzuständen weitgehend gleichberechtigt neben dem postnominalen. Eine wesentliche Rolle spielt somit der grammatische Sprachwandel, bei dem, so ist zu vermuten, die einzelnen Stellungsparameter wie Genitivstellung und Adjektivstellung zunächst unabhängig voneinander verändert werden können.

Es zeigt sich hier, daß Greenbergs Annahmen zu universalen Stellungsprinzipien für die Nominalphrase und insbesondere das attributive Adjektiv für unseren Bereich einen wichtigen Orientierungsrahmen darstellen, der aber zahlreiche Fragen unbeantwortet läßt. Eine Herausforderung für unser Projekt wird insbesondere darin bestehen, die interagierenden Faktoren herauszuarbeiten, die die mit Typ (3.2) gegebene spezielle Konfiguration des Deutschen motivieren können.

Ein weiterer Punkt, den ich hier nur andeuten kann, verdient Beachtung: Im (heutigen) Deutschen ist die pränominale Stellung des flektierten attributiven Adjektivs absolut obligatorisch. Dagegen zeigen sowohl das Französische und weitere romanische Sprachen (Typ 3.2) als auch mit Einschränkungen das Englische (Typ 3.3) auch Abweichungen von der dominanten Adjektivstellung. Das bedeutet, im Französischen ist auch die pränominale Stellung als markiertere Stellung zugelassen, im Englischen auch die postnominale, allerdings hochmarkiert. In einzelsprachlichen Grammatiken dieser Sprachen werden subtile Regeln für die Belegung der jeweils alternativen Positionen angegeben. Es lassen sich aber wohl übergreifende semantische Regularitäten formulieren:

(a) Die postnominale Stellung steht in stärkerer semantischer Analogie zur prädikativen Verwendung von Adjektiven als die pränominale. (b) Die unmarkierte Stellung ist auch semantisch unbeschränkter als die markierte.

Im Französischen ist die postnominale die unmarkierte Position. Sie ist aufgrund von (a) die bevorzugte Position für Adjektive, die in derselben Lesart gebraucht werden wie in prädikativer Verwendung; sie ist aber aufgrund von (b) auch auf andere Adjektivgruppen ausgedehnt, z. B. die formal abgegrenzte Gruppe der aus Eigennamen abgeleiteten Adjektive (*anglais, allemand, marxiste*). In der semantisch beschränkteren, prädikativ-ferneren

pränominalen Position erscheinen Adjektive ohne prädikative Verwendung oder in einer anderen, z. B. übertragenen Lesart als bei prädikativer Verwendung.

Im Englischen ist die postnominale die markierte Position. Als aufgrund von (a) prädikativ-nähere, aber aufgrund von (b) semantisch eingeschränkere Position erscheinen in ihr (als wichtigste Gruppe) Adjektive mit „temporärer“ Lesart. Temporäre Lesart ist der prototypische Fall einer prädikativen Eigenschaftsattribution.⁹ Trotz unterschiedlicher unmarkierter Adjektivstellung gibt es daher eine partielle Konvergenz der Serialisierungsprinzipien in beiden Sprachen; man vergleiche dazu:

Französische Adjektive mit positionsabhängiger Lesartendisambiguierung:

une question simple (eine Frage, die einfach ist)

une simple formalité (eine bloße Formalität)

Englische Adjektive mit positionsabhängiger Lesartendisambiguierung:

the people present (die Leute, die gerade anwesend sind)

the present government (die gegenwärtige Regierung)

Dieser kurze Ausflug in die Grammatik unserer Kontrastsprachen sollte zeigen, daß inner- wie intersprachliche Varianzen, die sich zunächst als rein formale darbieten, häufig gewinnbringend aus funktionaler Perspektive betrachtet werden können.

5.3 Quantifikativa: Funktionale Domäne und Varianzparameter

Bei der oben präsentierten Übersicht über funktionale Subdomänen im Bereich Identifikation hat die Quantifikation, die mit Ausdrücken wie *jeder*, *alle*, *einige*, *viele*, aber auch den Kardinal-Zahlwörtern realisiert wird, bisher keinen systematischen Ort gefunden. Dies ist zunächst vom formalen Befund her darauf zurückzuführen, daß Quantifikativa in den Vergleichssprachen keine einheitliche Wortklasse (oder Subkategorie einer Wortklasse) bilden, sondern abhängig vom Wortklassenzuschnitt der jeweiligen Sprache aufgrund ihrer Flexion oder Distribution teilweise den Adjektiven oder den Determinativen, vor allem aber den (Indefinit-)Pronomina zuge-

⁹ Vgl. dazu den Kommentar in Quirk/Greenbaum u. a. (1984, S. 1242) im Anschluß an die Feststellung, daß „premodification“ die Zuschreibung von „permanent features“ impliziere: „Although this does not mean that postmodification position is committed to either temporariness or permanence, those adjectives which have to be predicative have a notably TEMPORARY reference.“ Ihre Beispiele sind die nur prädikativ verwendeten Ausdrücke *ready* und *afraid*.

schlagen werden. Ich werde nun zunächst zwei Varianzparameter für die Quantifikativa ansprechen und dann auf die Frage der Zuordnung zu funktionalen Domänen zurückkommen.

Zunächst der Parameter ‚selbständige und adnominale Verwendung‘.

Sprachübergreifend charakteristisch ist, daß viele Quantifikativa (wie auch andere üblicherweise als Pronomina eingeschätzte Wörter) sowohl im engeren Sinne pronominal (1), also selbständig, gebraucht werden als auch adnominal (2):

- (1) Alle/Einige/Manche kamen.
- (2) Alle/Einige/Manche Männer kamen.

Im Deutschen gehören die Quantifikativa überwiegend diesem Typ an, den man als „nicht spezifiziert im Hinblick auf Selbständigkeit“ oder „non-selbständig“ bezeichnen kann. Einige non-selbständige Pronomina zeigen immerhin eine morphologische Variantenbildung, mit der die selbständige Form (im Nominativ Singular Maskulinum und Neutrum und im Akkusativ Singular Neutrum) von der adnominalen unterschieden wird: *keiner/keines* versus *kein Mensch/kein Brot*. Werden diese non-selbständigen Ausdrücke selbständig verwendet, so sind sie in vielen Fällen implizit oder explizit als ‚partitiv‘ bezogen auf einen vorausgehenden Kontext zu interpretieren wie in:

- (3) Die Bücher lagen auf dem Tisch. Alle/Einige/Manche (von ihnen) waren noch nicht ausgepackt.

Ist kein kotextueller Anschluß gegeben, wird wie bei den Pluralformen in (1) Personenbezug angenommen. Auch maskuline Singularformen werden so interpretiert:

- (4) Jeder/Einer/Keiner wird berücksichtigt.

Diese Setzung eines Personenbezugs als Standardfall entspricht der in der Sprachtypologie im Rahmen der sogenannten „Belebtheithierarchie“ (vgl. Croft 2003, S. 128 ff.) beobachteten prominenten Rolle, die die Bezugnahme auf Menschen auch in grammatischen Prozessen spielt. Allerdings ist im Deutschen auch ein Bezug auf „Sachen“ hier grammatikalisiert. Die, in manchen Fällen auch flexionslose, Neutrumform (Singular) non-selbständiger Wörter wie *alles*, *einiges*, *manches*, *viel(es)*, *wenig(es)* wird ohne kotextuellen Anschluß so gebraucht:

- (5) Alles/Einiges/Manches/Viel(es)/Wenig(es) wird berücksichtigt.

Auch im Englischen gibt es non-selbständige Pronomina, insbesondere Quantifikativa. Auch sie werden wie ihre deutschen Gegenstücke kotextgestützt explizit und implizit partitiv verwendet:

- (6) I found some old letters in the attic; all/some/few/many (of them) dealt with political issues (vgl. Huddleston/Pullum 2002, S. 413).

Auch die Setzung eines Personenbezugs bzw. eines Sachbezugs im Standardfall ohne Kotextanbindung verläuft in einigen Fällen parallel:

- (7) All/Some/Few/Many would quarrel with this assessment (vgl. Huddleston/Pullum 2002, S. 414).
(8) Much/Little/Enough has happened in the meantime.

Allerdings unterliegen non-selbständige Pronomina/Quantifikativa stärkeren Beschränkungen als im Deutschen.

Nicht beschränkt sind non-selbständige Ausdrücke in explizit partitiver Verwendung als sogenannte *of*-Pronomina. Zu nennen sind hier u. a.: *all, any, both, certain, each, either, enough, few, little, many, much, none, some, many, various*. Von diesen lassen die meisten auch eine nur implizit partitive Verwendung zu, nicht aber *certain* und *various*.

In bezug auf die Verwendung mit Personenbezug ohne Kotextanbindung sprechen Huddleston/Pullum (a. a. O.) von einem Muster, das „relatively uncommon“ sei. Nicht alle Quantifikativa, die implizit partitive Verwendung erlauben, kommen auch ohne Kotextanbindung personenbezogen vor, so nicht: *any, each, either, neither, none*. Eine sachbezogene Verwendung ohne Kotextanbindung haben in der Regel nur *much, little, enough*.

Neben den nur-adnominalen und den non-selbständigen – zusammengefaßt als nicht-selbständige¹⁰ – gibt es auch nur-selbständige Pronomina und insbesondere Quantifikativa. Sie sind typischerweise Wortbildungsprodukte, die durch Komposition eines morphologisch einfachen Ausdrucks mit einem Fragewort (wie in dt. *irgendwer, irgendwas*), mit dem Zahlwort ‚eins/einer‘ (wie in engl. *someone, everyone* usw.) oder mit einem sogenannten „generischen“ Substantiv (wie in dt. *jedermann*, engl. *somebody, everybody, something, everything*) zustande kommen.

10 Man kann dies mengentheoretisch so veranschaulichen: Die non-selbständigen Ausdrücke kommen in der Vereinigungsmenge der Distribution der nur-adnominalen und der nur-selbständigen vor. Als nicht-selbständig wird die Komplementmenge zu den nur selbständigen bezeichnet. Sie umfaßt die Vereinigung non-selbständiger und nur-adnominaler Ausdrücke.

Im Englischen ist dieses Wortbildungsverfahren mit den Elementen *-body/-one* für den Personen- und *-thing* für den Sachbezug relativ systematisch ausgebaut, im Deutschen weniger systematisch und z. T. wie bei *jemand, niemand* (< *ie-man* ‚irgendein Mensch‘, *ne + ie-man* ‚nicht irgendein Mensch‘) durch die historische Entwicklung verdunkelt. Damit im Zusammenhang steht sicherlich die bereits vermerkte Restriktivität des Englischen bezüglich non-selbständiger Pronomina/Quantifikativa: In einem Fall, nämlich im Verhältnis von *everybody/everything* zu *every* lassen die nur-selbständigen Formen neben sich keine non-selbständige Entsprechung zu. Man vergleiche das nur-adnominale englische *every* mit dem non-selbständigen dt. *jeder*:

(9) Jeder/Jedermann war zufrieden – *Every/Everybody was content.

In anderen Fällen beschränken offenbar die nur-selbständigen Formen die non-selbständigen auf partitive Verwendung, wie bei dem Verhältnis von *nobody/no one/nothing* zu *none*, von *somebody/someone/something* zu (singularischem) *some*, von *anybody/anything* zu *any*. Selbst die sachbezogene Verwendung von *all* ist durch die Konkurrenz von *everything* stark beschränkt (vgl. Huddleston/Pullum 2002, S. 414). Das heißt also, im Englischen „verdrängt“ offenbar (zumindest tendenziell) eine existente nur-selbständige Form eine konkurrierende Form aus dem non-selbständigen in Richtung des nur-adnominalen Bereichs. Im Deutschen hingegen koexistieren nicht nur *jedermann* und *jeder*, sondern auch *niemand* und *keiner*, (irgend)*jemand* und (irgend)*einer*. Es ist zu vermuten, daß dies im Zusammenhang damit steht, daß im Deutschen auch die im Wortbildungssinne einfachen Formen flexivisch markiert sind und damit ein selbständiges Gewicht als Satzglieder haben können. Wir können somit festhalten, daß bezüglich des Varianzparameters ‚selbständige und adnominale Verwendung‘ die Vergleichssprachen Englisch und Deutsch einerseits bemerkenswerte Übereinstimmung aufweisen. Andererseits aber tendiert das Englische zu einer wortbildungsmäßigen Separierung von nur-selbständigen und nur-adnominalen Ausdrücken, während das Deutsche verstärkt non-selbständige Ausdrücke einsetzt, wobei die beiden möglichen Verwendungsweisen flexivisch markiert sind.

Der zweite Varianzparameter, den ich betrachten möchte, ist die Wortartenzugehörigkeit der Quantifikativa.

Im typologischen Vergleich zeigt sich, daß quantifizierende Ausdrücke – von den ‚universalen Quantifikativa‘ als Entsprechungen des All-Quan-

tors der Logik über multale und paukale Quantifikativa oder ‚Quantifikativa des mittleren Skalenbereichs‘ wie *viele*, *wenige* bis zu den Numeralia – in der Regel keine formal unterscheidbare Wortklasse oder Wortsubklasse konstituieren. Die Gruppe ist einerseits weder morphologisch noch distributionell in sich homogen, noch lassen sich spezifische formale Merkmale erkennen, die sie von anderen Wortklassen abgrenzten. Bei Gil (2001, S. 1282) heißt es:

There is probably no language within which there is a formal grammatical category consisting exactly of all quantifiers but no other expressions. Rather, in most or all languages, different quantifiers exhibit different arrays of grammatical properties, some grouping together with expressions belonging to one category, others patterning together with expressions belonging to some other category, yet others exhibiting idiosyncratic morphological or syntactic behaviour.

Für unsere Vergleichssprachen heißt das etwas konkreter:

- Ein Teil der Quantifikativa verhält sich im adnominalen Gebrauch ausdrucksseitig weitgehend analog zu den Determinativen, hier sind etwa zu nennen engl. *each*, *every*, dt. *jeder*, poln. *każdy*, ung. *minden*. Sie markieren wie Determinative den linken Rand der Nominalphrase und schließen die Kookkurrenz mit einem Determinativ aus. Bereits bei dieser Gruppe gibt es jedoch Besonderheiten. So ist engl. *every* mit einem Possessivum kombinierbar, z. B. *his every move* ähnlich wie, aber mit Numeruskontrast gegenüber *his many moves*, *his four moves*.

Bestimmte Quantifikativa können oder müssen eine „präterminative“ Position einnehmen wie in engl. *all the / these girls*, frz. *toutes cettres filles*, dt. *all die / diese Mädchen*. Allerdings ist im Englischen und im Französischen die Setzung des definiten Artikels hier stärker grammatikalisiert als im Deutschen. Sie unterbleibt nur, wenn es sich um generische bzw. gesetzesartige Aussagen handelt. Im Ungarischen wird *összes* ‚all-, ganz‘ obligatorisch mit dem vorangestellten Artikel zu *az összes* verbunden. Im artikellosen Polnischen wird das Demonstrativum dem Quantifikativum vorangestellt: *te wszystkie dziewczyny*, wörtlich: ‚diese alle Mädchen‘.

- Quantifikativa des mittleren Skalenbereichs weisen eine besonders starke Varianz auf. Im Französischen werden hier überwiegend adverbial-partitive Konstruktionen eingesetzt wie *beaucoup de*, *peu de* (viel, wenig). Dieses Verfahren existiert auch im Polnischen, so bei den Numeraladverbien *dużo*, *mało* (viel, wenig). Besonders interessant ist aber der

- 10 Kontrast zwischen dem Englischen und dem Deutschen. Im Englischen
- 11 können die hier semantisch zugehörigen Ausdrücke aufgrund eines dis-
- 12 tributionellen Charakteristikums klar von Adjektiven geschieden werden:
- 13 *several, some, much, many, few, a few* usw. kommen ohne die Stütze
- 14 durch *one(s)* selbständig vor (vgl. oben). Dagegen ist im Deutschen hier
- 15 ein morphologisches Kriterium wirksam, das die eher „pronominalen“
- 16 Quantifikativa von den eher „adjektivischen“ Quantifikativa scheidet:
- 17 Die pronominalen fordern wie andere adnominale Pronomina die schwache
- 18 Flexion eines nachfolgenden Adjektivs: *manches alte Gerät, etlicher*
- 19 *neue Kram*, während die adjektivischen eine Parallelflexion des nach-
- 20 folgenden Adjektivs fordern: *viele alte Leute, wenige neue Ideen* (man
- 21 vergleiche hier nochmals das Schaubild in Abschnitt 5.1, bei dem auf
- 22 Ebene 4 die einschlägigen Flexionstypen des Deutschen unterschieden
- 23 sind). Allerdings gibt es keine scharfe Grenze, sondern ein Kontinuum:
- 24 Zahlreiche Quantifikativa lassen, in der Regel abhängig von der speziellen
- 25 Flexionsform, sowohl schwache Adjektivflexion als auch Parallel-
- 26 flexion zu (z. B. *etlichem altem Kram* neben *etlichem alten Kram*). Selbst
- 27 das den universalen Quantifikativa zuzurechnende *sämtlich-* zeigt solche
- 28 Schwankungen (vgl. ausführlich dazu Wiese 2004).

Es ergibt sich somit, daß Quantifikativa in den Vergleichssprachen (von adverbialer Realisierung abgesehen) im insgesamt von den Wortarten der Determinative und der Adjektive abgedeckten Bereich verortet sind. Inwieweit bestimmte Teilmengen sich einer dieser beiden Klassen annähern, ist sprachabhängig. Eine Besonderheit des Deutschen ist die flexivische Markierung eines speziellen Zwischenbereichs von „Pronominaladjektiven“.

Was nun die funktionale Domäne angeht, so kann ‚nominale Quantifikation‘ tentativ so bestimmt werden: Durch nominale Quantifikation wird der Umfang (mengentheoretisch die ‚Mächtigkeit‘) der Menge der Referenten der Nominalphrase spezifiziert. Die Mächtigkeit einer Menge ist eine ihrer Eigenschaften. Von daher erscheint es plausibel, daß eine numerisch präzise oder auch nur ungefähre Bestimmung dieser Eigenschaft mithilfe von Wörtern der Wortklasse Adjektiv („Eigenschaftswörter“) geschehen kann: Üblicherweise ordnen etwa Grammatiken des Deutschen die Kardinalzahlwörter (ebenso wie *viel, wenig* usw.) den Adjektiven zu. Nun unterscheidet sich jedoch diese Eigenschaft erheblich von den anderen Eigenschaften, die durch Adjektive typischerweise zugeschrieben werden, insofern als es nicht um die begriffliche Anreicherung eines Gegenstandsbegriffs (einer Nomination) um einen Eigenschaftsbegriff geht, oder anders

gesagt: um Qualitäten einzelner Referenzobjekte, sondern um eine untypische, abstrakte „Qualität“ der Menge der Referenzobjekte. Zahladjektive stehen somit auch semantisch an der Peripherie des Adjektivspektrums, was sich etwa im Deutschen und im Polnischen an flexivischen Besonderheiten widerspiegelt. Quantifikation kann aber nicht nur unter dem Gesichtspunkt Mächtigkeit als Spezifikation einer Eigenschaft gesehen und somit der funktionalen Domäne Modifikation zugeordnet werden, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der Beschränkung des Referenzpotentials als eine Form von Determination. Am ausgeprägtesten ist die Nähe zur Determination bei den universalen Quantifikativa: Pluralische Nominalphrasen mit definitivem Artikel und ihre Entsprechung mit dem Quantifikativ *alle* wie *die Kinder* versus *alle Kinder* sind in vielen Kontexten bedeutungserhaltend gegeneinander austauschbar.

Das Fazit, das hier vorläufig zu ziehen ist, lautet: Charakteristisch für die Realisierung nominaler Quantifikation in den Vergleichssprachen ist die Anlehnung an die Realisierungsformen von Determination und Modifikation, wobei die Vergleichssprachen diesen Spielraum unterschiedlich nutzen und unterschiedliche Schnitte legen. Die formale Annäherung an Determination bzw. Quantifikation entspricht einer funktionalen Ambivalenz. Ob hier von einer eigenen funktionalen Domäne zu sprechen ist, soll die weitere Forschung erweisen.

Die bisherigen Untersuchungen zeigen jedoch bereits, daß die Einsicht in funktionale Zusammenhänge die einzelsprachlichen Optionen im Deutschen und anderswo besser verstehbar macht.

Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen (= Studien zur deutschen Grammatik 41), Tübingen: Narr.
- Cartagena, Nelson, Hans-Martin Gauger (1989): Vergleichende Grammatik spanisch – deutsch (= Duden Sonderreihe vergleichende Grammatiken 2), Mannheim: Duden.
- Croft, William (2003): Typology and Universals, 2. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press.
- Engel, Ulrich, Mihai Işbaşescu, Speranta Stănescu, Octavian Nicolae (1993): Kontrastive Grammatik deutsch – rumänisch, 2 Bde., Heidelberg: Groos.
- Engel, Ulrich, Pavica Mrazović (1986): Kontrastive Grammatik deutsch – serbokroatisch (= Sagners slavistische Sammlung 10), München: Sagner.
- Engel, Ulrich u. a. (1999): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik, 2 Bde., Heidelberg: Groos.

- Földes, Csaba (2001): Deutsch in Ostmittel-, Ost-, Nordost- und Südosteuropa – als eine Herausforderung für die Sprachenpolitik, in: Deutsche Sprache 29, S. 349–369.
- Frajzyngier, Zygmunt (1999): Domains of Point of View and Coreferentiality: System Interaction Approach to the Study of Reflexives, in: Zygmunt Frajzyngier, Traci S. Curl (Hrsg.) (1999): Reflexives. Forms and Functions (= Typological Studies in Language 40), Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 125–153.
- Gil, David (2001): Quantifiers, in: Martin Haspelmath, Ekkehard König u. a. (Hrsg.): Sprachtypologie und sprachliche Universalien, 2. Halbband, Berlin/New York: de Gruyter, S. 1275–1293.
- Givón, Talmy (1981): Typology and Functional Domains, in: Studies in Language 5, S. 163–193.
- Glinz, Hans (1994): Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein, Tübingen: Niemeyer.
- Greenberg, Joseph H. (1963): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements, in: Joseph H. Greenberg: Universals of Language, Cambridge/Mass: MIT Press, S. 73–113.
- Haspelmath, Martin (2001): The European Linguistic Area: Standard Average European, in: Martin Haspelmath, Ekkehard König u. a. (Hrsg.): Sprachtypologie und sprachliche Universalien, 2. Halbband, Berlin/New York: de Gruyter, S. 1492–1510.
- Haspelmath, Martin, Ekkehard König u. a. (Hrsg.) (2001): Sprachtypologie und sprachliche Universalien, 2. Halbband (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 20.2), Berlin/New York: de Gruyter.
- Hawkins, John (1986): A Comparative Typology of English and German. Unifying the Contrasts, London: Croom Helm.
- Huddleston, Rodney, Geoffrey K. Pullum (2002): The Cambridge Grammar of the English Language, Cambridge: University Press.
- König, Ekkehard (1996): Kontrastive Grammatik und Typologie, in: Ewald Lang, Gisela Zifonun (Hrsg.): Deutsch – typologisch, Berlin/New York: de Gruyter, S. 31–54.
- Lehmann, Christian (2004): Sprachtheorie. Veranstaltungsmanuskript (<http://www.uni-erfurt.de/sprachwissenschaft/personal/lehmann/CL>).
- Lyons, John (1980): Semantik, Band 1, München: Beck.
- Quirk, Randolph, Sidney Greenbaum u. a. (1984): A Comprehensive Grammar of the English Language, London/New York: Longman.
- Sasse, Hans-Jürgen (1993): Syntactic Categories and Subcategories, in: Joachim Jacobs, Arnim von Stechow, Wolfgang Sternefeld, Theo Vennemann (Hrsg.) (1993): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, 1. Halbband (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.1), Berlin/New York: de Gruyter, S. 646–686.
- Searle, John (1969): Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language, London/New York: Cambridge University Press.
- Seiler, Hansjakob (1996): Zur universalen Dimension der IDENTIFIKATION, in: Robin Sackmann (Hrsg.): Theoretical Linguistics and Grammatical Description. Papers in

- Honour of Hans-Heinrich Lieb. On the Occasion of his 60th Birthday (= Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science 138), Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 297–312.
- Seiler, Hansjakob (2000): *Language Universals Research: A Synthesis* (= Language Universals Series 8), Tübingen: Narr.
- Wiese, Bernd (2004): Zur Systematisierung der Schwankungen zwischen starker und schwacher Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven, Ms., IDS Mannheim (<http://www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html>).
- Willems, Dominique (1999): Pour une terminologie grammaticale européenne. Défense et illustration, in: Marie-José Béguelin, Jean-Francois de Pietro, Anton Näf (Hrsg.): *La terminologie grammaticale à l'école: perspectives interlinguistiques* (= travaux neuchâtelois de linguistique 31), Neuchâtel, S. 129–142.
- Zemb, Jean-Marie (1978): *Vergleichende Grammatik französisch – deutsch* (= Duden Sonderreihe vergleichende Grammatiken 1), Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Zifonun, Gisela (2001 a): Neue Wege in der vergleichenden Grammatikschreibung, in: Vilmós Ágel, Andreas Herzog (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001*, Bonn: DAAD, S. 143–155.
- Zifonun, Gisela (2001 b): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich*, *Studia Linguistica XX/2001*, Breslau: Acta Universitatis Wratislaviensis, S. 171–186.
- Zifonun, Gisela (2003): *Deutsch im Spiegel europäischer Sprachen*, in: Gerhard Stickel (Hrsg.): *Deutsch von außen* (= IDS Jahrbuch 2002), Berlin/New York: de Gruyter, S. 15–33.
- Zifonun, Gisela, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker u. a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache* (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7) (= GDS), Berlin/New York: de Gruyter.